

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



Ro. 292. — Es hat er mal ein Mann gewinn, ich denke es war ein Dichter oder ein Poet, wie mer uff dieß sage duht, der hot gesagt: Ich un mein Fläschchen sin immer beisamme. Sie wer'n wannere, wies mich gestroht hot, daß ich so ein Gldie kriege, bitahs Sie kenne mich doch als e diefende un saunere Frau, wo nit dran glawwe duht, daß en Mann strenge Drinks hen muh, for happee zu sein. Ich sin off Strohs auch kein Strosväcker un ich kenne e gutes Gläsch Bier un Wein, wann ich es sehn un wann auch e Kimmelmacher. Ennihu fin ich von die Gldie, daß e Kimmelmache das höchste der Gefühle is un nur von ebbs impetroffte wer'n kann un das sin ja e Kimmelmacher. No, was mich auf die Gldie gebracht hat, das war der Philipp, was mein Gosband is.

Der muß jeden Dag seine Drinks hen, sonst fällt er nit gut un wenn ich ein Wort sage, dann macht er en Hof, als wann ich ihn das Leine nemme wollt. Ich hen ihn schon gesagt, er soll sich doch von den Wedesweiler for en Bartender heien lassen, dann hätt er doch jede Minnit e Tischens sein Dopp zu nemme un es war, mer so sagt: An der Quelle sah der Knabe. Wasjubintofobä? Ein ich heut nit poetisch inkteint, Mister Edithor? Ich denke, da is die Krühzeit for zu bleibe. Well, enbau, wann er von den Wedesweiler heim komme duht, dann is er entweder unner den Inklusen oder er schwägt so dummes Zeug, daß kein Mensch klug draus wer'n kann. So hat er den andere Dag verjährt, der Wedesweiler leit in Zwentener wie is in seine Lein kein zweite mehr gewinne. Jetzt hätt er en fehnze Drint uffgeschikt, der beht einiges biete un er hätt ihn un mich imovert, mitzuhelfe, wenn er e Treiel mit mache deht. Er wollt das off Strohs nit in sein Saluhn mache, bitahs da wäre die Kostiemerch immer erum un er wollt ercht mit den Drint eraus komme, wann er von Leut gefestt worde wär, die e gutes Tischschment un en gute Tschit hen un das wäre mir.

Well, hen ich gesagt, er kann es ja in mein Haus mache, off Strohs muß er den Stoff mitbringe, bitahs mich das kann ich nit battere. Der Philipp hot gesagt, das wär abrecht un er wollt gleich den Wedesweiler sage, was ich denke deht un dann könnte mer ja für en Abend prieprehe. Er is dann off Strohs wider zum Wedesweiler gange. Ich sin schuhr, daß es nur en Eschuh gewese is un daß die ganze Geshicht schon vorher gefestt gewese is. Anover mer will doch auch nit immer en Hof mache un for den Riesen hen ich kein Wort gesagt. Nach die nötige Zeit, wo so en Tripp in Anpruch nemme duht, is er wider komme un hot gesagt: Lizzie, hot er gesagt, heut Nacht komme Wedesweilerich un du besser forgt for en gute Bunsch un heißes Wasser, bitahs das Wasser braucht er for den Drint zu mische un es gibt so e Art Krühers Drint. Well for die Krühers-Drinks do hen ich en ganz gehörige Riepstedt, bitahs den Philipp hen se immer so schlecht fühle mache, daß er die erste Woch von den neue Jahr immer an die Launich oder ins Bett hot zubringe müsse. Well, walf du ei Lehr? hen ich ge- dentt, wann er keine Ruh hat un wann er es gar nit annerkhet will, dann will ich wenigstens emal die Sättisfätschen hen, daß er sein Aff in unser eigenes Haus kriege duht. Am Abend sin die Wedesweilerich komme un der Feller hot e Peil Wat-

tele mitgebracht, als wann er en Drodstohr hätt uffmade wolle. Mer hen zuerst for e Weil beisamme gesoffe un hen getahft von den Wetter un von die stiffe Preisens un so fort un dann sin mer so bei un bei auf Krühmes komme un Krühier un da hat der Philipp gesagt: Well, walfs die Mütter mit unferen Drink? Bei Tschinto, hot der Wedesweiler gesagt, das hätt ich puttienier ganz vergesse. Er hot mich dann gefragt, das Wasser zu bringe un dann hot er sich dran gemacht un hot gemischt. Et tell juh, der Stoff hot anover so fein geschmelt, daß mich das Wasser in mei Mailche zusamme gelaufe is un ich — Sie wisse doch, daß ich als e Kushi nids for Drinks gewesse duhn — anover diesmol hen ich es gar nit ab- warte könn, bis der Stoff an den Lehbel war. Well, nach e paar Min- nits war es so weil un mer hen uff en gute Suckess angestoh un dann gedrunke. Ah, was war der Drint anover qu! Do hot mer geföhlt, wo jedes Droppche hingelaufe is un ich hen gar keine Abscheidschen gehabt, wie mich der Wedesweiler mei Glas noch emal gefüllt hat. Diesmol hat es noch besser geföhlt un ich hen auch jetzt ercht genohit, wie sich der Phi- lipp enei geknet hat. In leh denn no kein hot der Kanne sechs Gläßer gedrunke un hot immer noch for mehr gefragt. Well, mer hen alle geföhlt, als wann die ganze Pzitie mit alle umliegende See-Städte unser wär. Mer hen gesunge un gedanzt un hen erum geföhlt als wann mer stonzehn Jahr alt wäre. Wie der Stoff all gedrunke war, do sin Wedesweilerich fort un mer hen gesehn, daß se an den Seitwast noch en Tu- stepp zusamme gedanzt hen. Was un tonzerne duht, kann ich nur soviel sage, daß am nächste Dag der Phi- lipp gar nit aus den Beit is un ich ercht Abends um sechs Uhr. O, was hen ich so schlecht geföhlt! D sofich e Heitel! Wei, ich hen e Wuth uff den Wedesweiler gebracht, daß ich ihn latblütig hätt vergiffe un tulle könn. Mister Edithor, könne Se mich nit die Wrech von die Carrie Nefchen saeg? Ich will se reiteweg en Brief schreibe, daß ich reitig sin, mit sie alle Saluhns zu schmäche. Der Wedes- weiler soll mich nit mehr vor die Auge komme, sonst gibts e Unglüd. Mit beste Kiegards Yours Lizzie Hanfstengel.

Der wahre Grund.

Water: „Hans, ich habe heute mit Deinem Lehrer gesprochen. Er erzähle mir auch von Müllers Frey, daß er ein fleißiger und tüchtiger Schüler sei und gewiß auch einmal so ein geschiedter Mann werde wie sein Vater.“

Hans (getränkt und weinerlich): „Ja, der hat es aber auch leicht, denn der hat einen geschiedten Vater!“

Zu hoch geschätzt.

„Denke Dir, Emilie, der Baron hat gesagt, er schähe mich sehr hoch!“ „Na, das ist doch recht nett!“ „Hand ich auch, aber dann fügte er hinzu: „So ungefähr auf dreißig!“ Ist das nicht abscheulich? v

Ein bedenklicher Fall.

Hauswirth (zum jungen Arzt, der plötzlich abberufen worden war und erschauert heimkommt): „Es war wohl ein bedenklicher Fall, Herr Doktor?“

Arzt: „Denten Sie sich nur: es hatte 'ne Dame in 'nem Bier total 'nen Weintrampf bekommen!“

Nach den Fitterröcken.

„Na, wie gefüllt's Ihnen denn noch in der Ehe?“ „D. ausgezeichnet! Wird immer gemütlicher... Als Junggefelle z. B. mußte ich mir Abends stets meine Pantoffeln erst suchen. Jetzt fliegen sie mir Abends beim Eintritt in's Schlafzimmer gleich entgegen.“

Eklärliche Abreignung.

„Warum gaben Sie das gefundene Portemonnaie nicht auf der Polizei ab?“

„Herr Richter, das wollt' ich vermeiden; ich hab' noch niemals in meinem Leben was mit der Polizei zu thun g'habt!“

Das schönste Bild.

Professor (zu seinem Modell): „Sieh einmal, Kathrin', dieses Land- schaftsbild, dies Centerebild und dieses Schlachtenbild; welches gefüllt Dir nun am besten?“

Kathrin': „Nix, Herr Professor, mir g'fällt halt nur a Mannsbild.“

Farbige Erklärung.



... Welche von den beiden Damen ist die Rosa? Die Schwarze dort in blau ist die Rosa!

Petersburger Winter.

Wenn der St. Petersburger sich in aller Herrgottsfrüh, so zwischen 10 und 11 Uhr, aus den Daunnen geschält hat, so gilt sein erster Gang dem Thermometer. „Aha, 8 Grad! Gott sei dank!“ Sein Grosstadtberz beginnt lebhafter zu schlagen. Denn das St. Petersburg des St. Petersburger is weiß und hat aligernde Augen. Erst wenn das gute Mitterchen Rewa unter die breite Eisbede getrochen ist, beginnt die Saifor. Briefe fliegen nach Nizza und nach Paris: „Kommt zurück! Der hiebertschlechte, unliebenswürdige Herbst ist vorüber. Der Wör (vornehmstes Restaurant in St. Petersburg) ist wieder offen; man kann endlich einmal auswärts essen gehen. Kommt zurück!“ Da paden Anna Fedo- rowna und ihr Gatte schleunigst die Koffer und nehmen auf ein paar Tage im Luxusquartier, der sie im Galopp tempo der Heimath zuführt. Wie lieben sie ihr St. Petersburg, diese St. Petersburg, die man so mit Un- recht Kosmopoliten heiß!

Spöttlich blickt der Jsovoichschit, der Droschekentücher, auf die Autos, die ihn den ganzen Sommer und Herbst hindurch so gründlich geärtet haben. Freilich, eine kleine Genugthuung war es ihm, daß Erzellenz, der Herr Stadt- hauptmann, ihnen ein wenig auf die Räder schaute. Die Leute verdraben ja das Tempo und die Preise. Ein richtiger St. Petersburger Schlitzen hat eigentlich nur für eine Person Platz. Fahren zwei in ihm, so müs- sen sie verlegt sein, da sie nur in die- sem Falle einen Genuss von der Fahrt haben. Er legt, ohne um Erlaubnis zu fragen, den linken Arm um ihre schlanke Taille; jede Biegung des We- ges wirkt sie auf seine Seite. Und das wird ihm wohl gefallen. Wehe aber, dreimal wehe, wenn das fürerliche Ausmaß des Schlittentempagnons be- sondere Ansprüche stellt. Dann hängt die eine Hälfte des unglücklichen Ver- bängnis zur Seite hinaus und bittet um Frostbeulen, während die andere hen: a pou zu Drei gequieft wird. Sind zwei im eifrigen Gespräche, so daß sie auf ihre Umgebung nicht ach- ten, so mag es ihnen wohl passiren, daß sich plötzlich ein freundlich lächelnder Pferdekopf zwischen ihre Schul- tern schiebt, als wollte er nach dem Befinden fragen. In solchen Fällen dante man höflich; es hätte sich ja er- eignen können, daß irgend eine vor- scute Wagenbeihilf die Rippen des Vorkaufstrebenden auf ihre Wider- standskraft unterfuchte. Der Jsovoich- schit nimmt von den Regungen der Serlen seiner Passagiers niemals No- tiz. Grundfänglich nicht. Seine Theil- nehme erwacht erst, wenn's an's Be- zier geht. Dann legt sich sein von Fet: — Schweinesmalz schüß gegen Kälte — glänzendes Gesichtchen in taufend verschörte Kälthen und freundschaftlich und Menschengüte und eine mit Alkohol eingeriebene Stimme mahnt: „Ein Krin'geld, Herr. Die erste Schlittenschicht!“ Nur verbotehe- mütter können solchem feinsinnigen Ap- pell widerstehen. St. Petersburg is ja ein erblich, erblich wieder weih. Sla- wa Bogu, Gott sei Dank! Da schentt man gern.

Ein großes Ereignis steht der Sai- son bevor, der Hof wird wieder nach St. Petersburg kommen. Jahre lang war das Winterpalais unbewohnt; sein laisterlicher Herr war in Jarokje Eselo oder in der Krim, in Vivadi. Die Rückkehr des Hofes stellt eine Reihe von Festlichkeiten in Aussicht. Seit dem unseligen Tage, da der Tanz mit Japan anfang, sah das Partet im Winterpalais kein Ballfest. Die Fes- tlichkeit, die auf die eistrahlende Rewa hinausgehen, waren von weißen Vor- hängen bedekt und die 30,000 Glüh- lämpchen lachten auf keine glücklichen Gesichter herab. Nur in dem Seiten- flügel, wo Ministerpräsident Stolpich wohnt, pulsierte das Leben. Doch hier lebt die Arbeit, nicht das Vergnü- gen. Damit aber war das neue blaue Husarenregiment gar nicht einberstan- gen und mit ihm die ganze lebenslu- stige Garde. Die Damen der St. Pe- tersburger Aristokratie dehnten ihre Sommerreise bis nach Weihnachten aus und gleich nach Neujahr setzen sie sich wieder im Nord-Expreß, um sich in Paris für den Rizzard Carneval zu trainieren. Jetzt soll das alles anders werden. Es wird eine Saison, kein Winter.

Eigly weht der Wind vom Laboga- see. Die breitschultrige Rewa hat sich die Eisbede über die Ohren gezogen; auf sechs lange Monate ist sie schlafen gegangen. Nichts kann sie stören. Männer kommen mit wichtigen Holz- schlitten und schlagen viereckige Löcher in die schneieberbedete Eisfläche. Der St. Petersburger hält darauf, daß er auch im Sommer gutgetihnten Cham- pagner bekommt. Sein Magen hat die seltene Gabe, Mettscher zu verschlut- ten. Selbst der Aconsbrandwein wird in Eisestücke genossen. Ebenso das Getränk, das sich vom deutschen Rhein- und Moselwein den Namen geliehen hat. Hier hat die Kälte den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß sie es der Zunge absolut unmöglich macht, auf den Geschmack zu kommen. Man zahlt in St. Petersburg für eine „ansändige“ Flasche Weißwein mit deutschem Namen wenigstens vier Ru- bel; das heißt, in diesem Falle ist nur die Flasche „ansändig“, nicht ihr Inhalt. Sieht man also nicht nur

auf ein gut ausgeführtes Etiquette, so muß man sich schon dazu entschließen, ein Fläschchen zu erleben, das in deut- schen Kellereien gefüllt wurde. Nacht: 7 Rubel 50 und Freude. Für einen Rubel mehr bekommt man hier jeden Champagner. Man wird es hiernach begreiflich finden, daß Leute von Sparianteit sich ausschließlich letz- terem Gewächs zuwenden.

In den Klubs wird es wieder lebendig. Da der energische Stab- hauptmann das Hafardiren aufs strengste untersagt hat, so ist es wahr- scheinlich nur ein — Spiel des Zu- falls, wenn in diesen Räumen gejagt wird. Und schließlich dienen alle der- artigen Zusammenkünfte tief empfun- denen sozialen Bedürfnissen. Man soll auch den Arnen und Mittellosen die Ausspannung des Geistes gönnen, nicht? Nicht jeder kann bis nach Mon- te Carlo fahren, um sein mühsam er- erbtes Geld los zu werden. Es soll vorkommen, daß hier das Glück mit Messer und Revolver lortigirt wird. Das Menschleben ist bei uns kein hoher Einsatz mehr. Wenigen Rubeln auf die Schlitze wird „expropriert“, obwohl die Entrepreneurs sehr wohl wissen, daß sie um ihren Kopf spielen. Die mei- sten freilich haben ihn schon verloren, wenn sie das Spiel wagen. Wir ha- ben eben Falschspieler in den Klubs und unter den Revolutionären. Eine endlose Reihe Betrogener und wenige, die sich die Taschen füllen. Draußen vor den Thüren der Klubs lauern Bettler und Krüppel. Sie humpeln auf Beinen, Armen und Krücken und rei- ßen die Schlittenbede zurück, um tieferen silbernen Dank zu erschaffen. Meißt freilich lobnt ihnen nur eines jener künftliche Fluchwörter, an denen die russische Sprache einen unerhöglichen Fond besitzt.

Der Esibär im Schaufenster der Pelzhändler wird in eine grasöse Pose gerückt; er zeigt seine gelben Zähne und bittet einzutreten. „Hier sind nur feste Preise.“ Das heißt, es wird nicht mehr, als ein Drittel des geforderten Preises nachgegeben. Jeder Winter hat hier seinen eigenen Pelz. In die- sem tragen die reichen Leute Zobel, der Mittelstand Nerz und die Unbemittel- ten Imitationen von beiden. Man kann in St. Petersburg Pelzwerk sehr wohlfeil ersehen, wenn man damit ein- verstanden ist, daß es bereits einen an- deren Herrn oder eine andere Besitzerin gehabt hat. Da ist zunächst die lange Reihe derer, die sich beim ersten Frost Ruff und Boa schuldig bleibender Weise taufen und beides nach wenigen Wochen zu Geld machen. Was in Westeuropa Unterschlagung hieße, nennt man bei uns Nodelaune. Das klingt besser und spart dem Staats- walt eine Menge Papier. Dann gibt es welche, die so leichtsinnig waren, die Wollen während des Sommers zum Dauerbesuch in den Pelz auszunehmen. Dergleichen Felle wird man am besten los, indem man sie anderen über die Ohren zieht. Um zu diesem verführ- erischen Ziele zu kommen, geht man zu irgend einem Pelzhändler, der auf dem Araprin- oder Alexandermarkt verkauft, und verspricht ihm die Hälfte des Erlöses. Im Frühjahr, wenn die Motten zum Leben erwachen, gibt es dann für den vorurtheilsfreien Käufer eine Uebertrachtung, die eines herben Beigeschmacks a la Verluht des Glau- bens an die Menschheit nicht entbehrt. Schließlich gibt es welche, die ihren Verkaufschin als todeskapital betrach- ten: da sie ihn doch nicht einlösen könn- ten, so suchen sie einen Käufer. Die Lombards bewahren die bei ihnen ver- setzten Pelzfachen sehr gut auf; sie um- geben sie mit Sorgfalt und Naphthalin. Weiße Leute taufen solche Pfandscheweine und kommen so zu billigen Weihnachts- geschenken für die theure Gattin.

Dr. Horstump-Endow.

Ein Versuch.

Etzge aus dem Familienleben.

Rein — das war sicher, sie konnte sich eine solche Behandlung nicht mehr gefallen lassen, diese täglichen Reibe- reien hielt sie auch gar nicht aus.

Zugegeben, — er war nervös: mußte sie dann immer als Blizableiter seiner schlechten Laune dienen? Und wie schnell seine Stimmungen wechsel- ten; wenn er veranügt war, sollte sie es auch gleich wieder sein. Auch zu Lottchen war er oft ungerecht. Wenn die Kleine nach Kinderart: lustig trach- te, stürte es ihn schon. Sie, Frau Anni, hatte auch Mergel und Sorgen im Haushalt und kam ihm doch immer gleich heiter und freundlich entgegen. Wenn sie daran dachte, wie sie zuhaus geliebt wurde; alles, was sie machte, war gut und richtig.

Frau Anni seufzte. Wenn sie nur einen Ausweg wüßte, wie eine Ueber- rung herbeizuführen? Halt — das war ein Gedanke — Trennung? — Nein, im Ernst dachte sie nicht einen Moment daran. Dazu hatten sie bei- de ja viel zu lieb. Aber ein klein- Schreckschuß konnte ihm nicht schaden.

Wenn er Mittags heimkame, wollte sie ihm gleich sagen, daß sie für einige Zeit nach Haus reisen möchte.

Als sie ihr Mittagsmahl ziemlich schweigsam eingenommen hatten, klein Lotti war zu Bett gebracht, um ihr Mittagsgeschlächchen zu halten, sagte Frau Anni sich ein Herz und sagte: „Lieber Heinz, ich habe den ganzen Morgen darüber nachgedacht, warum

wir uns eigentlich jetzt so schlecht ver- stehen. Was meinst du, ob wir den Versuch machen, uns mal für einige Wochen zu trennen? Meine Eltern würden sich sehr freuen, mich und Lottchen mal bei sich zu haben. Wir find jetzt im November, Weihnachten könnten wir wieder zurückkommen. Inzwischen sind wir beide ruhiger ge- worden und werden uns dann hoffent- lich besser verstehen.“

Heinz hatte seine Frau ruhig ange- hört, jetzt sagte er nur: „Aber gewiß, liebste Kind, ich bin ganz einverstan- den. Geld steht dir jederzeit zur Ver- fügung. Wann willst du reisen?“

„Meine und Lottis Garderobe ist in Ordnung, ich muß nur noch die Eltern benachrichtigen, dann können wir mor- gen schon reisen. Auguste werde ich instruiren, damit du nichts entbehrt und der Haushalt in gewohnter Weise weitergeführt wird.“

Den nächsten Tag, als sie mit Lot- tchen im Zug saß, ihr Gatte hatte sie zur Bahn gebracht und die schönsten Plätze für sie ausgesucht, war ihr doch ganz eigen zumute — ob sie sich nicht etwas überreizt hatte? Doch nun war es zu spät, noch ein Kuß, ein Winken, und fort ging es.

Wie beschwerlich doch solch lange Reise ist, besonders mit einem kleinen Kind. Sie war doch sehr veröhmt, das merkte sie jetzt erst. Allein war sie überhaupt noch nicht gereift. Sonst war Heinz stets mit, wie aufmerksam war er immer, und wie vorzüglich ver- stand er zu reisen. Nun wieder eine halbstellige. Zwei ältere Damen stei- gen ein. Die eine betrachtet die In- fessen und sagt dann: „Komm in ei- nen andern Sitz. Hier ist ja ein Kind!“

Frau Anni kommen die Thränen in die Augen, ihr reizendes Kind, von dem ihr ganzer Verwandten- und Be- zantantentreizt ist, soll hier als Abschreckungsmittel dienen?

Wenn doch diese enbloße Fahrt mit all ihrem Unannehmlichkeiten erst vor- über wäre.

Endlich sind sie am Ziel. Weinend umarmt sie die Eltern, als sie aber ihr Reise-Erlebnis erzählt, wunden sie sich nicht darüber und sind auch gar nicht empört. Vater meint gelassen: „Aber liebste Tochterchen, wie kann dich das kränken, wenn man viel reist, lernt man oft so unartige, veröhmtete Kinder kennen, daß diese Vorsicht mit wirklich geboten erscheint.“

Nun war sie einige Tage zu Haus; es war ja sehr hübsch, wieder mal im Elternhaus zu sein, aber man mußte doch, manche Bequemlichkeiten entbehren. Es ist ein so großer Unterschied zwi- schen einer modernen eingerichteten und einer altmodischen Häuslichkeit.

Als sie Lottchen den ersten Tag ba- den wollte, war keine Wanne da. End- lich fand sich eine kleine dafür geeignete Waschwanne, natürlich konnte Lotti darinnen nicht so plantschen, wie sie es in ihrer hohen dafür eingerichteten Kinderwanne gewöhnt war.

Die lieben Eltern meinten es ja so gut, aber sie war doch nun ganz an- dere Verhältnisse gewöhnt. Sie hätte nicht geglaubt, daß man in ein paar Jahren dem Elternhaus so ganz ent- wachen könnte, so ganz andere An- sichten bekäme.

Es war doch mitunter auch recht langweilig hier. Vater hatte tagsüber in seinem Beruf zu thun, Mutterchens Fzüge wollten auch nicht mehr so recht, so daß sie wenig mit Tochter und En- tselin ausgehen konnte. Freundinnen hatte Anni auch nicht, da sie vor ihrer Verheirathung nur einige Monate hier gelebt hatte.

Ob Heinz sie nicht bald zurückrufen würde? Er schrieb oft, es wäre alles in bester Ordnung, sie möchte nur so lange bleiben, wie es ihr gefiele, er wollte sich inzwischen schon behelfen.

Lottchen kam auch recht aus ihrer gewohnten Ruhe. Großvater that ihr jeden Willen, Kuchen und Süßigkeiten bekam sie viel zu viel, wenn sie bloß nicht noch trant würde.

Eines Nachts schlief die Kleine schlecht, der Kopf und das Körperchen glühten vor Hitze, sie warf sich unruhig im Bettchen herum. Eine fürchtbare Angst befiel Frau Anni's Herz, wenn dem Kinde etwas zuföge, war es ihre Schuld, warum schleppte sie dies zarte, kleine Ding zu rauher Winterzeit in die große Stadt? Es war eine böse Nacht, die Frau Anni verbrachte. End- lich gegen Morgen schlief Lottchen ein, die Hitze ließ nach, sie hatte sich doch wohl nur den Magen verdorben.

Beim Frühstück frag Anni die El- tern, ob sie ihr böse wären, wenn sie heute noch abreise, sie hätte Angst um klein Lotti. Nein, sie waren ihr gar nicht böse, sie hätten sich gleich gewun- dert, daß Anni zu so schlechter Jahres- zeit kam, und dann wollten sie ihr auch verziehen, daß sie vorgehabt hätten, das junge Ehepaar Weihnachten mit ihrem Besuch zu überraschen.

Anni dankte den Eltern herzlich für alle Liebe und Güte und bat noch, Heinz nichts von ihrer Heimkehr mit- zuthellen. Lottchen war heute wieder ganz munter. Nach herzlichem Abschied reisten sie ab.

Im gemüthlichen, hellerleuchteten Wohnzimmer saß Heinz bei seiner Zeit- ung. Es war aber heute auch gar nichts Interessantes zu lesen, über- haupt schrecklich in einem so vereinsam- ten Haus. Wie schön war es doch, wenn Anni da war. Sobald Lottchen schlief, war Frieden. Sie saßen dann

zusammen in Anni's traulichem Zim- mer, und wenn das Wetter so kalt und ungemüthlich war, wie heute, dann braute sie eine Tasse Thee oder Kaf- fee und spendirte etwas von ihrem vorzüglichen, selbstfabrizirten Bad- wert. Sie sprachen dann über alle Ereignisse des Tages, oder er las ihr etwas vor. Oft hatten sie auch Gäste.

So hielt er es wirklich nicht mehr lange aus, ob er mal schreiben sollte? Eben klingelt es ganz zaghaft an der Thür, das Mädchen wird sicher wieder nicht da sein. Da wird er wohl öffnen müssen, es wird wohl der Rei- tungsjunge sein? Aber als er die Thür öffnet, sieht er einen Jubellaut aus, in seinen Armen hält er sein eben so sehr herbeigesehtes Frauchen und sein Kind.

Jetzt weiß er erst, was er entbehrt hat. In der nächsten Zeit herrscht schön- ste Filtterwachen-Stimmung, und wenn ja einmal eine Meinungsver- schiedenheit vorkommt, sagt der junge Ehemann nur: „Möchtest du vielleicht wieder mal den Versuch machen und nach Haus reisen?“

Dann lachen alle beide, reisen wol- len sie nur noch zusammen. *

Alte Plantagen und junge Farmen in Virginia.

Das Regierungs-Bureau für Forst- dienst hat eine kleine Studie veröf- fentlicht, in welcher nachgewiesen wird, wie sich der Wald in manchen Zellen des Ostens in unserem Lande, das ihm einst von Menschenhand müs- sam abgerungene Gebiet wieder zurück erobert. Wenn die ausgesogenen und abgewirtschafteten Felder keine Ernten mehr hervorbringen können, trifft die Nation Fürsorge, daß sie wieder be- waldet werden und dem Boden im Schatten der Bäume Ruhe gegeben wird, daß er sich langsam wieder erhol- ten kann. Am auffallendsten zeigt sich das in Virginia, weil hier die längste Zeit verstrichen ist, seit der erste Wald in Farmland umgewandelt wurde.

Als die erste ständige englische Kolonie in James City County in Virginia, die 1607 gegründet wurde, war noch kein Baum gefällt worden. Dann wurden die Wälder durch Farmen ver- drängt. Hundert Jahre vor der Revo- lution waren die besten Küstenge- biete Virginia bereits Tabaks-Plan- tagen. — Mehr und mehr Wald wurde gerodet, und fünfzig Jahre vor der Revolution war an den Ufern und Küsten Virginias mehr Aderland als jetzt. Der Wald hat sich kein Gebiet wieder erobert. Auffallend ist, daß elf Counties Virginias beim ersten Bundeszensus in 1790 eine größere Bevölkerungsziffer aufwiesen, als hundert Jahre später in 1890. Die- selbe Erscheinung finden wir außer in Virginia noch in je einem County in Maine, Massachusetts, Maryland, den beiden Carolinas und West Virginia. Auch diese sechs Counties waren in 1790 früher bevölkert, als in 1890. Der Grund dieses Rückganges ist in der unvernünftigen Raubwirtschaft zu suchen. Die ersten Ansiedler fanden einen sehr fruchtbaren Boden. Tabak und Mais gediehen vortrefflich, sogar Generationen hindurch. Die Pflanze- n wurden reich. Allein sie pflanzten darauf los, als ob sich der Boden nie erschöpfen würde. Schließlich war der Boden ausgemergelt, brachte keine Er- träge mehr und wurde aufgegeben. Die Wehrzahl der ältesten Plantagen in elf Counties Virginias sind jetzt ganz oder zum Teil wieder mit Wald befallen. An der Höhe der Bäume läßt sich sehen, wie die verlassenen Fel- der fruchtweise wieder vom Wald in Besitz genommen wurden. In der Mehrzahl sind es Fichten und Tannen, die auf erschöpftem Boden noch gehei- len. Sie beschatten den Boden und machen denselben nach und nach wie- der fruchtbar. Die alten Plantagen auf der Halbinsel zwischen dem York- und James-River, sowie sonstwo in dieser Gegend waren noch vor wenigen Jahren fast ganz wertlos. Sie fan- den zu einem bis zwei Dollars pro Acre kaum einen Käufer, denn die Lobolli-Tanne galt, da das Holz leicht fault, als wertlos. Jetzt kostet der Acre bereits fünf bis zehn Dol- lars, da man Mittel gefunden hat, das Holz gegen Fäulnis zu schützen und deshalb Erträge erzielt. Ueberdies ist das Land nach seiner langen Ruhe wieder fruchtbar geworden, und es wird jetzt wieder dem Aderbau zuge- führt, allerdings nicht in großen Plan- tagen, sondern als kleinere Farmen. Ein Kreislauf: vom Wald zur Plan- tage, von der Plantage wieder zu Wald und vom Wald zurück zum Fel- de. Eine rationale Bewirtschaftung hätte diesen Kreislauf, der so wenig rentabel ist, überflüssig gemacht. In den dicht bevölkerten europäischen Staaten, deren Boden bereits Jahr- tausende lang bebaut wird, ist eine solche Bewirtschaftung ausgeschlossen. Aber hier können wir noch aus dem Wollen schöpfen. Ist eine Farm abge- wirtschaftet, dann gibt es ja noch junges und fruchtbares Land genug, um mit der Ausmergelung von neuem zu beginnen. (Walt. D. Corr.) *

Um ein „aufrichtiges Urteil“ bitten viele nur dann, wenn sie sicher sind, ge- lobt zu werden. *

Die Welt ist ein Riesenrennatorium menschlicher Illusionen. *